

# Die zweite Welt

Nr. 46

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

## Der Bub.

Erzählung von Emil Ertl.

(Fortsetzung.)

Von der Stunde an waren sie gute Kameraden. Wenn sie am Sonntagabend zufällig einmal in einem Orte der Umgebung einander begegneten, oder im Gasthaus „Zum Nordlicht“ zusammentrafen, das am sogenannten Kaiserwasser lag, so kam es vor, daß sie sich still miteinander in die Wirtsstube setzten und eins tranken. Dann redeten sie über ihre Arbeit und über ihren Verdienst, über ihre Brotherrn, ihre Pferde und ihre Mitknechte, über alles Bemerkenswerte, das sich im Marchfeld oder in den Straßen Wiens ereignet hatte; über das Unglück von damals aber redeten sie nie und berührten es mit keiner Silbe. Einmal aber wurden sie unwillkürlich darauf hingeführt.

Es war ein schon sommerlich heißer Sonntagabend im Frühling, das ganze Marchfeld ein großer blühender Obstgarten, über den die Sonne Gold ausschüttete, ehe sie hinter den fernen hohen Berge schlafen ging. Aus einem Schankgarten in Groß-Enzersdorf tönten die Klänge einer Ziehharmonika, und Fabian, der sich nach Zerstreuung, nach Aufbeiterung, nach Menschen sehnte, trat ein. Es waren aber viele Leute da, von denen er niemand kannte, und alle Bänke, die unter den Blütenbäumen standen, dicht besetzt. Eben wollte er sich wieder entfernen, da sah er an einem Tische den Laurenz sitzen, der ihm zuwinkte, und als er sich näherte, rückte dieser zur Seite und lud ihn ein, Platz zu nehmen. Fabian, in der Meinung, der Freund sitze allein unter fremden Leuten, setzte sich zu ihm, es stellte sich aber heraus, daß Laurenz sich in Gesellschaft einer Magd befand, einer sauberen, starken, rigel-

samen Person, die ein hübsches Kind, ein ganz artiges und anständig gekleidetes Bublein, bei sich hatte.

„Das ist nämlich der Meinige,“ sagte Laurenz.

Und Fabian unterhielt sich mit dem Frauenzimmer, wie es sich gehört, und stellte Fragen an den Jungen. Und als er beide gar nicht uneben fand, wurde er trübsinnig und sagte: „So könnt' ich es jetzt auch haben . . .“

„Galt wenigstens noch Deinen Buben!“ versuchte ihn Laurenz zu trösten.

Fabian schwieg und blickte bloß trübsinnig zur Seite. Mfra indessen, dem Laurenz seine, der Treuherzigkeit und Mitleid aus den Augen schauten, fühlte das Bedürfnis, ihm etwas Ermunterndes zu sagen.

„Es war halt ein Unglück, und man muß darüber hinauskommen. Gebüßt ist eh.“

„Die Anna hat es hüben müssen,“ sagte er mit einem Zucken um die Mundwinkel.

Wie alt der Bub wäre? fragte Laurenz, der ihn lieber an den Besitz als an den Verlust mahnen wollte.

„Wird nicht viel älter als der unserige sein,“ schätzte Mfra. „Ich war damals, wie er auf die Welt gekommen ist, gerade . . .“

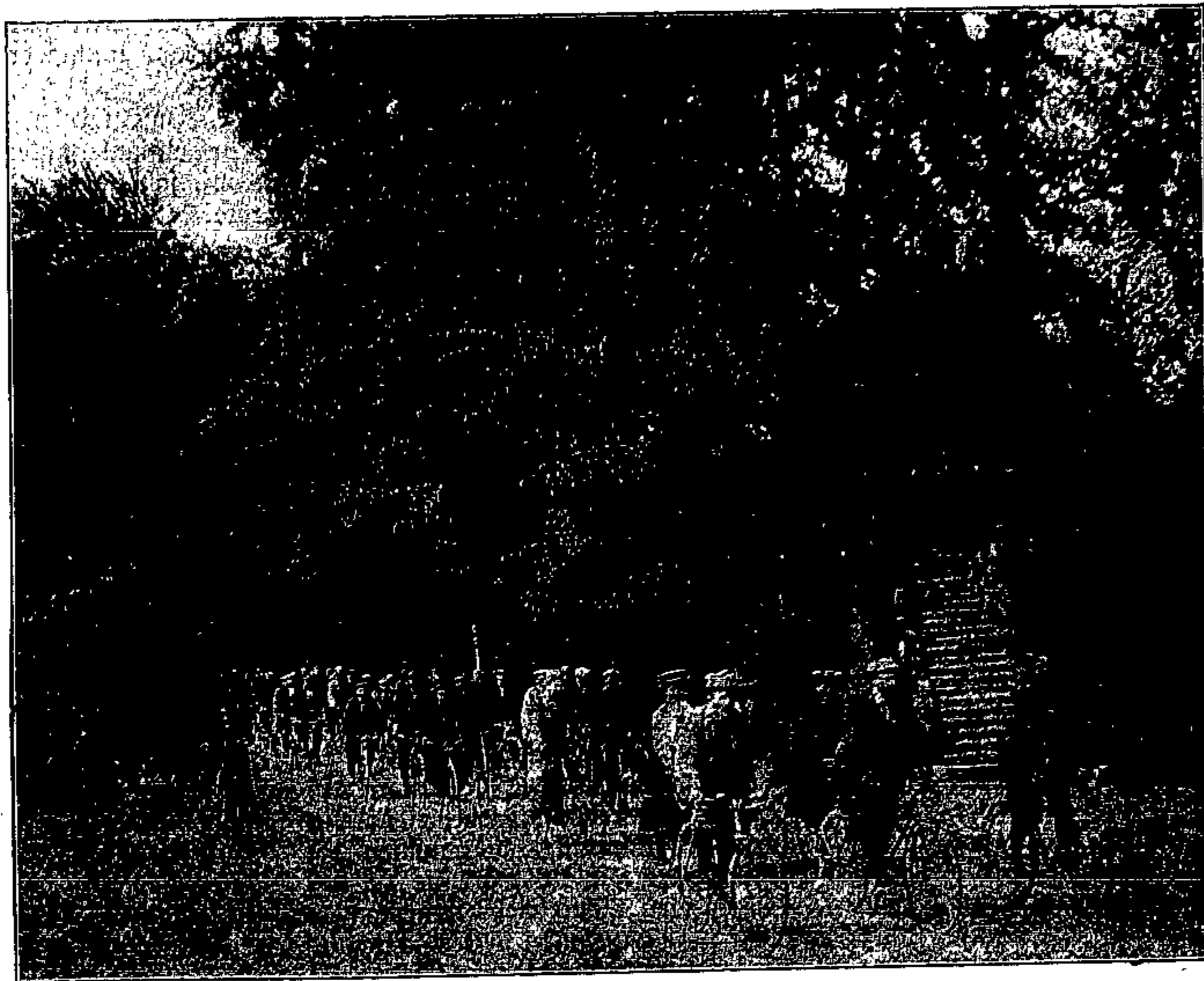
Sie hielt inne, wurde rot und schwieg.

„Was willst sagen?“ fragte Laurenz.

Fabian verstand nicht recht, warum sie plötzlich verstummt war. Schließlich dachte er: Die Weiber haben halt leicht einen Genierer. . . . Und er sagte: „Populiert sind wir zwei auch noch nicht gewesen. Aber es wäre schon noch gekommen!“

Darauf nannte er den Geburtstag seines Buben, und es stellte sich heraus, daß nur ein Altersunterschied von wenigen Wochen zwischen

beiden Knaben bestand und daß sie beide Josef hießen. — „Also fehlt nicht viel, so wären sie Zwillinge,“ sagte Laurenz lachend. — Das Gespräch lenkte Fabians Gedanken mehr und mehr von dem traurigen Gegenstande ab. Sie erzählten sich, angeregt durch die Namensgleichheit der Kinder, Beispiele von seltsamen Uebereinstimmungen, von sonderbarem Zusammentreffen, von merkwürdigen Zufällen, die sie erlebt oder von denen sie gehört hatten, und wurden gesprächig und heiter dabei. Für den Heimweg hatten sie ein gutes Stück dieselbe Straße. So gingen sie miteinander zwischen den dämmernden Feldern und Obstgärten hin, und weil sie getrunken hatten, waren sie fröhlich. Als sie sich aber Girschtetten



Arbeiter-Radler auf einem Ausfluge.

näherten, wo sie sich trennen mußten, fing Afra in gutmüthiger Absicht abermals von seinem Buben zu reden an.

Wo der eigentlich wäre?

Auf einem Kostplatz hätte er ihn untergebracht.

Und indem er stehen blieb, um gegen Breitenlee abzugweigen, sagte er noch: „Zahlen tu' ich für ihn, weil es sein muß; sonst mag ich nichts von ihm wissen.“

Damit verabschiedete er sich und schlug einen Nichtweg durch die Felder ein.

Laurens und Afra, während sie ihren Weg gegen Leopoldau fortsetzten, beredeten es miteinander, wie sonderbar es sei, daß der Fabian sein Kind, das lebende Andenken an die Anna Kreil, dieses Kind, das er doch selbst aus den Wellen gerettet hatte, allem Anschein nach nicht recht leiden mochte.

„Vielleicht spürt er was,“ sagte Afra schließlich. „Beim Vieh ist es auch so, daß es gut kennt, was sein Junges ist und was nicht.“

Sie sann vor sich hin.

Laurens stutzte und blieb stehen.

„Die Anna ist doch eine anständige Person gewesen, soviel ich weiß?“

„Das schon,“ sagte sie, ihn mit sich fortziehend. „Gegen die Anna sag' ich nichts, gegen die nicht! Ueberhaupt, reden wir lieber nicht mehr davon!“

Und Laurens war es zufrieden. Wie alle Leute, die ihren Sonntagfrieden genießen, hatte er wenig Neigung dazu, sich seinen Kopf über Dinge zu zerbrechen, die ihm nicht auf den Fingernägeln brannten.

Es waren seither mehrere Jahre vergangen, da fuhr im frühen Vorfrühling einmal der Laurens Gurka gerade wie an jenem bösen Schicksalstage frühmorgens eine tüchtige Ladung Dünger aus der Stadt über die Ragraner Jochbrücke. Die Brücke befand sich jetzt im besten Bauzustande, es wehte über dem Wasser jener scharfe Nordwest, der in der schlimmen Jahreszeit dem kontinentalen Wiener Klima einen Stich ins Sibirische verleiht, die Luft aber war gerade dadurch überaus rein, wie blank geschneit und frei von jedem Nebel, so daß Laurens, schon als er in die ansehnliche lange Fahrbahn einbog, einen Wagen wahrnehmen konnte, der mitten auf der Brücke hielt. Und als er sich ihm näherte, war es richtig der Milchwagen des Fabian Diffe. Fabian selbst war abgestiegen und stand am Geländer der Brücke, ungefähr an derselben Stelle, an welcher der Absturz sich ereignet hatte. Da zog auch Laurens die Zügel an, stieg ab, trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Fabian, der sich weit über die Brüstung gebeugt hatte und angestrengt in die Tiefe starrte, war wie in jähem Schreck unter der Berührung zusammengezuckt, faßte sich aber rasch, streckte die Hand aus und sagte mit unsicherer Stimme: „Du, schau einmal! Ist das nicht Weiberhaar, was sich da unten bewegt?“

„Wo?“

„Dort! Siehst Du's nicht? Langes, schwarzes Frauenhaar!“

„Teufel, mir scheint wirklich . . .“

Aber nachdem er ein paar mal seinen Platz gewechselt und sich dabei jedesmal so weit als möglich über die Brüstung gebeugt hatte, fing er zu lachen an und sagte: „Es ist ein Feschen oder ein Stück Wurzelwerk, das sich am Joch verfangen hat.“

Und Fabian, nachdem auch er den unbekanntesten Gegenstand, der sich wie ein wehender Wimpel im Wasser bewegte, lange genug beobachtet hatte, stimmte ihm wie erleichtert bei: „Du hast recht, es ist nichts Besonderes. Es kommt mir manchmal bloß so vor. . . Dann seh' ich wieder ihr Haar und ihre Kleider treiben.“

Nebeneinander stehend, lehnten sie sich aufs Geländer und sahen in das schwarze, langsam ziehende Wasser hinunter.

„Wie ist das eigentlich gewesen — damals?“ fragte Laurens. „Kannst Du schwimmen?“

„Ach belei! Mit Schwimmen tät' einer auch nicht viel verrichten, wenn er Stiefel an den Füßen hat. An dem Joch, grab' unter uns, wo wir stehen, da hab' ich mich verfangen.“

Und Fabian nahm die Pfeife aus dem Mund, spuckte ins Wasser und sagte noch: „Wär' eh' besser, ich hätt' losgelassen.“

„Dann wärst halt jetzt auch hin,“ gab der andere ihm zu bedenken.

„Wär' eh' besser,“ wiederholte Fabian.

Laurens, der den Schmerz des Kameraden ehrte, schwieg eine Weile still, dann sagte er bekümmert: „Muß eine Seltene gewesen sein, die Deinige, daß Du sie nicht vergessen kannst.“

Fabian, dem das Mitleid mit sich selbst in die Kehle stieg, fing an, sich zu ereifern.

„Und wenn der Bub nicht gewesen wäre, so wär' sie auch nicht erloschen.“

„Der Bub?“

„Gerade der Bub!“

„Was soll denn der Bub dafür können?“

„Sein tut es halt einmal so!“

Er sog an seiner Pfeife und spuckte ins Wasser. Und dann rang es sich stoßweise aus seiner Brust los, abgerissene Worte, Klagen, Andeutungen, ein ganzes Bekenntnis. . .

Ertrinken hatte er sie lassen, um das Kind zu retten.

Nur eins von beiden durfte es sein, weil das Wasser zu stark zog, und weil er nur eine Hand hatte freimachen können, wollte er nicht selbst mitgerissen und fortgespült werden, vom Brückenjoch, an das er sich klammerte.

Erst hatte er nach den Kleidern gefaßt, die auf dem Wasser schwammen, und sie festgehalten. Da trieb die Strömung ein kleines Bündel Unglück gegen ihn, das mit den Wellen rang. Und er ließ los, um den Arm des Kindes zu packen.

„Weil es so gewimmert hat,“ sagte er, „und mich angeschaut wie ein ertrinkendes Tier. Und von der Anna — nichts mehr wie die Kleider und die langen Haare im Wasser. . .“

So hatte er sie fahren lassen und das Kind gerettet. Nachträglich bereute er es, da es zu spät war.

„Aber wenn Dich der Tod schon halb im Nacken hat,“ sagte er, „so weißt nicht mehr, was Du tust.“

Tränen rannen ihm über die Wangen, er schlug sich mit der Faust vor die Stirn und schalt sich ein dummes Vieh.

„Wenn Dir eine Kuh und ein Kalb ins Wasser fallen — ziehst Du zuerst das Kalb heraus oder die Kuh? . . . Aber der Bub hat mir halt so derbarnt!“

Der Laurens mußte ihm eigentlich recht geben. Dumm war es gewesen! Eine Kuh ist mehr wert als ein Kalb. Von der Kuh kann man wieder ein Kalb haben, aber vom Kalb keine Kuh. Das schien ihm richtig kalkuliert.

„Jetzt weißt Du,“ sagte Fabian, „warum ich vom Buben nichts wissen will.“

„Aber der Bub kann doch eigentlich nichts dafür?“

„Dafür kann er nichts, aber sein tut es halt einmal so.“

Eine Zeitlang standen sie noch nebeneinander am Geländer der Brücke und blickten in den dunklen Strom, der sich wie sonst gegen das Brückenjoch unter ihnen bäumte, mit einer eintönig rauschenden Stauwelle, die immer die gleiche Gestalt hatte, fast als wäre sie zu Eis erstarrt. Sie redeten nichts mehr und machten bloß: „hm, ja . . . hm, hm! . . .!“ Schließlich

\* Keine Nebel!

traten sie ein jeder wieder zu seinem Fuhrwerk und stiegen auf.

„Und der Bub kann halt doch nichts dafür,“ sagte Laurens noch.

Dann fuhren sie in entgegengesetzter Richtung davon, der eine mit der Milch in die Stadt, der andere mit dem Dünger nach Leopoldau.

Der kleine Josef Kreil war im Mährischen auf einem Dorfe in Kost gewesen. Weil er gut lernte, schrieb der Lehrer an den Vater, daß es schade wäre um den Jungen in der Dorfschule. Wenigstens die Bürgerische mög' er ihn noch besuchen lassen, damit etwas Besseres aus ihm werden könne. Obnedies hätte er geschickte Hände zu allerlei kleinen Vasteleien, und auch an der nötigen Intelligenz, Geduld und Ausdauer, um einmal einen tüchtigen Arbeiter oder Handwerker, vielleicht sogar einen Mechaniker abzugeben, fehle es ihm nicht.

Zu seinem handigen Gaul, mit dem er beim An- und Ausschirren manchmal lange Gespräche führte, sagte Fabian: „Eine jegliche Kreatur soll so viel lernen, wie sie fassen kann.“

Und das Tier nickte mit dem Kopfe und gab dadurch seiner vollen Zustimmung Ausdruck.

An einem Sonntag holte Fabian den kleinen Josef aus dem Dorfe ab. Im Wiener Vorort Erdberg hatte er einen braven Handwerker ausfindig gemacht, einen Metalldreher; der erklärte sich gegen mäßiges Entgelt bereit, dem Josef Unterstand zu gewähren, indem er sagte: „In die Schule kann er von mir aus gehen, wenn er mag; wenn er aber etwas lernen will, das er einmal brauchen kann, so soll er nur schauen, daß er von der Schulbank bald auf die Drehbank kommt.“

Das gefiel dem Fabian.

Auf der Fahrt in die Stadt, als sie im Abteil auf der Holzbahn nebeneinander saßen, eröffnete er dem Josef, daß er Metalldreher werden sollte.

Wie ein Metalldreher es mache, wollte Josef wissen.

Da sagte er: „Ein Metalldreher hat eine Drehbank. Und wenn Du etwas lernen willst, das Du einmal brauchen kannst, so mußt Du schauen, daß Du von der Schulbank bald auf die Drehbank kommst.“

Das gefiel auch dem Josef. Unter einer Drehbank konnte er sich ungefähr etwas vorstellen.

Sonst redeten sie nicht viel miteinander. Nur einmal faßte Fabian den Buben beim Kopf, sah ihm ins Gesicht und sagte: „Fuchsröte Haar' kriegst, von wem hast denn das?“

Der Knabe schwieg verlegen.

„Die Fuchsröten sind boshaft, sagt man,“ fuhr Fabian fort. „Wenn Du auch boshaft wirst, schlag' ich Dich halbtot. Verstanden?“

Neben dem schweeren, ernstern Mann, den er Vater nennen durfte, wagte Josef kaum zu atmen.

Als sie auf dem Wege vom Bahnhof sich dem Vorort Erdberg näherten, nahm er sich ein Herz und sagte: „Vater —?“

„Na?“

„Darf ich mich in der neuen Schule Josef Diffe schreiben?“

„Du weißt doch, daß Du Josef Kreil heißest!“

„Die anderen Buben sagen immer —“

„Also, was sagen sie denn?“

„Daß ich keinen rechten Vater nich' hab'.“

„Was geht das die anderen Buben an?“

„Ich möcht' halt auch gern einen rechten Vater haben.“

„Hast Du vielleicht einen linken?“ herrschte er ihn an.

Da wagte Josef nichts mehr zu sagen.

(Schließung folgt)

## Die Lettern und ihre Herstellung.

Von Paul Hermann.

Als Grundlage zur Herstellung der Lettern dient die Zeichnung der einzelnen Schriftbilder, die sehr exakt von einem tüchtigen Schriftzeichner ausgeführt werden muß. In neuerer Zeit haben sich ganz hervorragende Künstler und berühmte Kunstgewerbler dem Entwurf charaktervoller Alphabete zugewandt. Erwähnt sei an Otto Schmied und die nach ihm benannte Type, an F. S. Schmecke, der die feine seinen Namen tragende Antiqua schuf, an Karl Matthies, der der Frakturschrift neuen Charakter zu geben bestrebt war, und viele andere Graphiker.

Nach den gezeichneten Vorbildern fertigt der Stempelschneider die Originaltypen an, die als „Stempel“ oder „Patrizen“ bezeichnet werden. Sie sind etwa 7 Zentimeter lange Stäbchen aus Stahl, auf deren einem Ende die Schriftzeichen im Spiegelbild erhaben herausgearbeitet werden. Das kann durch Gravierung oder durch Einschlagen sogenannter Bunzen zur Erzeugung der Vertiefungen geschehen. Hat der Stempelschneider seine Arbeit, den „Schmitt“, vollendet, dann werden die Stahlstäbchen mit den erhabenen Schriftzeichen an dem einen etwas spitz zulaufenden Ende sorgfältig gehärtet.

Nach diesen Stempeln oder Patrizen werden die Formen oder „Matrizen“ hergestellt, und zwar aus einem weichen Metall, in der Regel Kupfer, in welches das erhabene und verkehrte Schriftzeichen des Stempels eingepreßt wird. Die Matrize enthält also das Bild des Schriftzeichens nach der Einprägung durch den Stempel vertieft und seitenrichtig, also nicht mehr als Spiegelbild. Die Matrize muß sorgfältig gerichtet oder „justiert“ werden, d. h. dem Bilde des Schriftzeichens muß eine genau berechnete, durchaus gleichmäßige Stellung und Tiefe in dem Matrizenmaterial gegeben werden, was der Justierer durch Schleifen und Hämmern und ständig wiederholte gewissenhafte Messungen erreicht. Von seiner Tüchtigkeit und Geschicklichkeit hängt die Gleichmäßigkeit und das gefällige Aussehen der Schrift ab, da die Matrizen als Gußformen für die eigentlichen Lettern dienen.

Bevor wir uns das Gießen selbst betrachten, sei noch erwähnt, daß größere Schriften nicht in Stahl, sondern in Letternmetall geschnitten werden. Da ein solcher Bleistempel aber viel zu weich ist, um zur Herstellung der Matrize durch Druck und Einprägung dienen zu können, wird die Kupfermatrize von der Schriftmetallpatrize auf galvanischem Wege gewonnen; zu diesem Zwecke kommt letztere in ein galvanisches Bad, in dem sich ein KupfERNIEDERSCHLAG bildet, der das Schriftbild wie die durch Einschlagen mit Stahlstempeln gewonnene Matrize vertieft und seitenrichtig aufweist. Der dünne KupfERNIEDERSCHLAG wird auf der Rückseite mit Metall ausgegossen, so daß er die für eine Matrize notwendige Stärke erhält, und dann in der schon geschilderten Weise justiert.

Die Matrize kommt sodann in das Gießinstrument, das aus zwei Hauptteilen besteht, die durch Wadern fest zusammengehalten werden und die so geformt sind, daß zwischen ihnen eine rechteckige Oeffnung zu einem Hohlraum bleibt, der der Gestalt des Typenkörpers entspricht. Den Boden dieses Hohlraumes bildet das vertiefte Schriftzeichenbild der in das Gießinstrument genau eingepaßten Matrize. Matrize und Gießinstrument bilden also gemeinsam die Form für den Guß der Lettern, zu dessen Erleichterung der obere Teil des Gießinstruments eine trichterförmige Fortsetzung des die Form bildenden Hohlraumes enthält. Das Gießinstrument, das aus Eisen, Stahl oder Messing besteht und dessen beide Hälften je nach der

Stärke der Type, die gegossen werden soll, enger oder weiter gestellt werden können, ist mit Holz, zum Schutze der Hand des Gießers, umkleidet.

Zum Handguß wird ein Rößel benutzt, mit dem das flüssige Metall aus der Schmelzpfanne geschöpft und durch die trichterförmige Oeffnung in die Form gegossen wird. Dieses Letternmetall oder „Schriftgut“, „Schriftzeug“ usw. besteht zu Dreivierteln aus Blei, dem hauptsächlich Antimon und einige Teile Zinn beigemischt werden.

Ein kleiner Zusatz von Kupfer oder ein größerer Prozentsatz von Antimon und Zinn erhöhen die Härte der Mischung, die im Guß leicht fließend und trotzdem auch nach dem Erkalten der gegossenen Lettern widerstandsfähig genug sein muß, um möglichst lange zum Druck verwendet werden zu können und scharfe Abdrücke zu geben. Diese Legierung, die im Gießofen geschmolzen und sorgfältig gemischt wird, muß vor dem Guß von allem Dyrh, das sich auf der Oberfläche des flüssigen Metalls als Schaum absetzt, befreit werden, da die Mitverarbeitung dieses Dyrhs, der sogenannten „Präße“, die Lettern brüchig und schlecht machen würde. Nach jedem Guß wird das Gießinstrument geöffnet und die erstarrte, aber noch heiße Letzer herausgenommen. Sie enthält noch an dem Ende, das dem erhabenen und seitenverkehrt stehenden Schriftzeichenbild entgegengesetzt ist, den durch die trichterförmige Zuflußöffnung der Form entstandenen Ansatz, der abgebrochen werden muß, um die Letzer überhaupt gebrauchsfertig zu machen.

In der geschilderten Weise gossen sich früher viele Buchdrucker ihr Letternmaterial selbst. Mit der Entwicklung des Druckereigewerbes entstanden jedoch besondere Schriftgießereien, die sich die Versorgung vieler Buchdruckereien mit Letternmaterial zur Aufgabe setzten. In diesen Spezialfabriken erfuhr auch die Gießtechnik selbst eine schnelle Entwicklung. Der Handguß wird nur noch für die Lieferung kleiner Mengen angewendet; die Hauptarbeit der Schriftgießereien wird heute durch Maschinen bewältigt, die sowohl das Schmelzen des Metalls, als auch den Guß der Lettern mechanisch besorgen und zum Teil auch vollständig fertig zugerichtete Produkte liefern.

Die einfache Gießmaschine, die sowohl mit der Hand als auch mit mechanischem Antrieb in Bewegung erhalten werden kann, schließt mechanisch das Gießinstrument, an dessen untere Formöffnung mit einem Bügel die Matrize mit ihrem vertieften Schriftbilde gepreßt wird. Aus dem Schmelzkessel wird unmittelbar darauf das flüssige Schriftgut mittels eines Pumpwerks durch die obere Angußöffnung in die Form gegossen, in der durch eine Rührvorrichtung das Letternmetall sofort gerinnt. Das Gießinstrument wird hierauf wieder mechanisch geöffnet und die Type fällt heraus. Dieser Vorgang, der sich natürlich viel schneller vollzieht, als er geschildert und nachgelesen werden kann, wiederholt sich mit automatischer Regelmäßigkeit bei jeder Tour der Maschine.

Wie beim Handguß, so muß auch beim Maschinenguß der Ansatz von der Letzer getrennt werden. Außerdem sind aber noch mancherlei andere Arbeiten an der rohen Letzer vorzunehmen. So müssen die scharfen Grate, die sich durch das Eindringen des flüssigen Schriftguts in die Fugen der Form bilden, abgeschliffen werden, was in den Schriftgießereien meist durch besondere Schleifmaschinen geschieht. Ferner müssen die Lettern alle auf die gleiche Höhe gebracht werden. Zu diesem Zweck werden sie im sogenannten Winkelhaken, der aus zwei rechtwinklig zueinander stehenden Leisten fest eingespannt und gereiht, zwischen eisernen Leisten fest eingespannt und dann an dem dem Schriftbild entgegengesetzten Ende, dem Letternfuß, behobelt, wobei

gleichzeitig die Reste des abgebrochenen Angusses entfernt werden. Die Regulierung der Höhe erfolgt in großen Gießereien auch durch besondere Höhenfräsmaschinen. Nach einer letzten Glättung mit der sogenannten „Reißklinge“ und einer letzten Nachprüfung der Gleichmäßigkeit der Höhe mit dem „Beschblech“ sind die Lettern zur Verpackung fertig. Dabei wird jeder Maßeinheit von jeder Type eine nach der Säufigkeit ihres Vorkommens beim Satz genau bestimmte Zahl zugeteilt.

Bei Werkschriften kleineren Grades, den sogenannten „Brottschriften“, wird die geschilderte Arbeit zur Vollendung der aus dem Handgießinstrument oder der einfachen Gießmaschine hervorgegangenen rohen Lettern durch die Gießmaschine selbst besorgt. Diese Kompletzgießmaschine, die 1853 durch einen Engländer erfunden wurde, bricht nach dem Guß der Lettern den Anguß selbsttätig ab, besorgt die Entfernung des Grates und das Schleifen, hobelt den Letternfuß, fräst die Lettern auf die richtige Höhe und setzt sie schließlich auch noch reihenweise auf, so daß sie nur in den richtigen Mengen verpackt zu werden brauchen. Sie sind sofort zum Satz verwendbar.

Neben den Lettern werden dazu aber auch noch zur Füllung der Zwischenräume zwischen den Wörtern und zur Regulierung der Zeilenlänge, dem sogenannten „Aussschließen“, mehr oder weniger starke Stäbchen in der Höhe und Breite der Lettern, aber ohne das erhabene Schriftzeichenbild gebraucht. Dieses Blind- oder Ausschlußmaterial wird in derselben Weise wie die Schrift, aber ohne Verwendung von Matrizen gegossen.

Auch das zum Schriftsatz benötigte Linienmaterial kann gegossen werden. In der Regel werden aber zu besseren Arbeiten die härteren und schärferen Messinglinien verwendet, das sind Messingstreifen in der Höhe der Lettern, die am Kopf das Bild der Linie, das auf dem Bestoßstück mit Hobeln eingestochen wird, enthalten. Das Schlußmaterial, zum Beispiel Initialen, Linienornamente usw., das der Setzer zur Ausgestaltung besserer Arbeiten braucht, wird in derselben Weise wie die Lettern hergestellt.

Der Satz erfolgt, indem der Setzer die Lettern Wort für Wort und Zeile für Zeile im Winkelhaken aneinanderreicht. Die Zeilen werden zu Seiten und die Seiten zu Bogen zusammengestellt, worauf in der Buchdruckpresse der Druck erfolgen kann.

Um das Letternmaterial, das natürlich, wenn es unmittelbar zum Druck benutzt wird, stark leidet und an Schärfe einbüßt, zu schonen, wird der fertige Satz für den Druck größerer Auflagen stereotypiert.

Durch die Stereotypie wird von der gesetzten Seite eine Matrize angefertigt, und zwar aus Papier, zwischen dessen einzelne Bogen ein aus Weizenstärke und Schlemmkreide gefertigter Drei dünne und gleichmäßig gestrichen wird. Dieses feuchte, weiche Matrizenpapier wird auf den leichtgeölten Satz gelegt und entweder durch Klopfen mit einer Bürste oder mit Hilfe einer Walze in diesen gepreßt. Nach dem Trocknen des Matrizenpapiers, das durch Auflegen von Filzen beschleunigt wird, kann die Matrize abgehoben werden. Sie enthält ein vertieftes und seitenrichtiges Bild der Schrift, die stereotypiert werden soll, und dient als Form für den Guß der Stereotypieplatte. Zu diesem Zwecke wird sie in das Gießinstrument gespannt und durch einen verstellbaren eisernen Rahmen glatt gehalten, worauf der Guß erfolgen kann. Von jeder Matrize lassen sich mehrere Abgüsse machen, so daß der Druck nach demselben Satz mit Hilfe dieses Verfahrens gleichzeitig in mehreren Pressen vor sich gehen kann. Ebenso kann die Matrize für spätere Verwendung zu Nachdrucken aufbewahrt werden. Die Stereotypieplatte wird



Montage und Schlosserei.

durch besondere Maschinen auf die richtige Größe und Höhe gebracht. Sie ist ein getreues Abbild der gesetzten Seite, an deren Stelle sie in der Buchdruckpresse als Druckträger Verwendung findet.

Blatter Satz für Werke und Zeitungen wird aber auch, statt mit der Hand, mit der Setzmaschine hergestellt, welche die Verwendung gegossener Lettern überflüssig macht, weil sie diesen Guss selbst besorgt. Mittels einer Klaviatur von ähnlicher Form wie bei einer Schreibmaschine schlägt der Maschinenseher die Tasten für die einzelnen Buchstaben an. Jeder Anschlag veranlaßt die Lösung einer den betreffenden Buchstaben enthaltenden Matrize aus Messing, die durch eine Gleitrinne aus dem viele solcher Matrizen enthaltenden Magazin in den Matrizesammler gleitet. Im Sammelevator reihen sich die einzelnen Matrizen zu Zeilen auf, die eine nach der anderen mechanisch von einem zweiten Elevator übernommen und vor die Gießform gepreßt werden, in die das Letternmetall mittels eines Pumpwerks fließt. Durch ein Kühlwerk wird das flüssige Metall sofort zum Erstarren gebracht. Die gegossene Zeile wird sodann noch durch die Maschine auf die richtige Höhe und Stärke gebracht, worauf sie mit ihren Geschwistern zu Seiten zusammengestellt wird, die natürlich ebenfalls wieder stereotypiert werden können.

Diese Entwicklung der Erfindung Gutenbergs hat die Leistungsfähigkeit des Buchdrucks ins Riesenhafte gesteigert. Sie hat die Vorbedingungen für die Entwicklung der Tagespresse geschaffen, die ständig mit fabelhafter Geschwindigkeit in Hunderttausenden von Exemplaren die Welt über alle Vorkommnisse auf unserem Planeten auf dem laufenden erhält, und sie hat die Bücher- und Druckwarenproduktion im heutigen Umfange ermöglicht, durch die ständig an der Vorwärts- und Aufwärtzentwicklung der Menschheit gearbeitet wird.

## Ulrich v. Hutten.

Von H. Conrady.

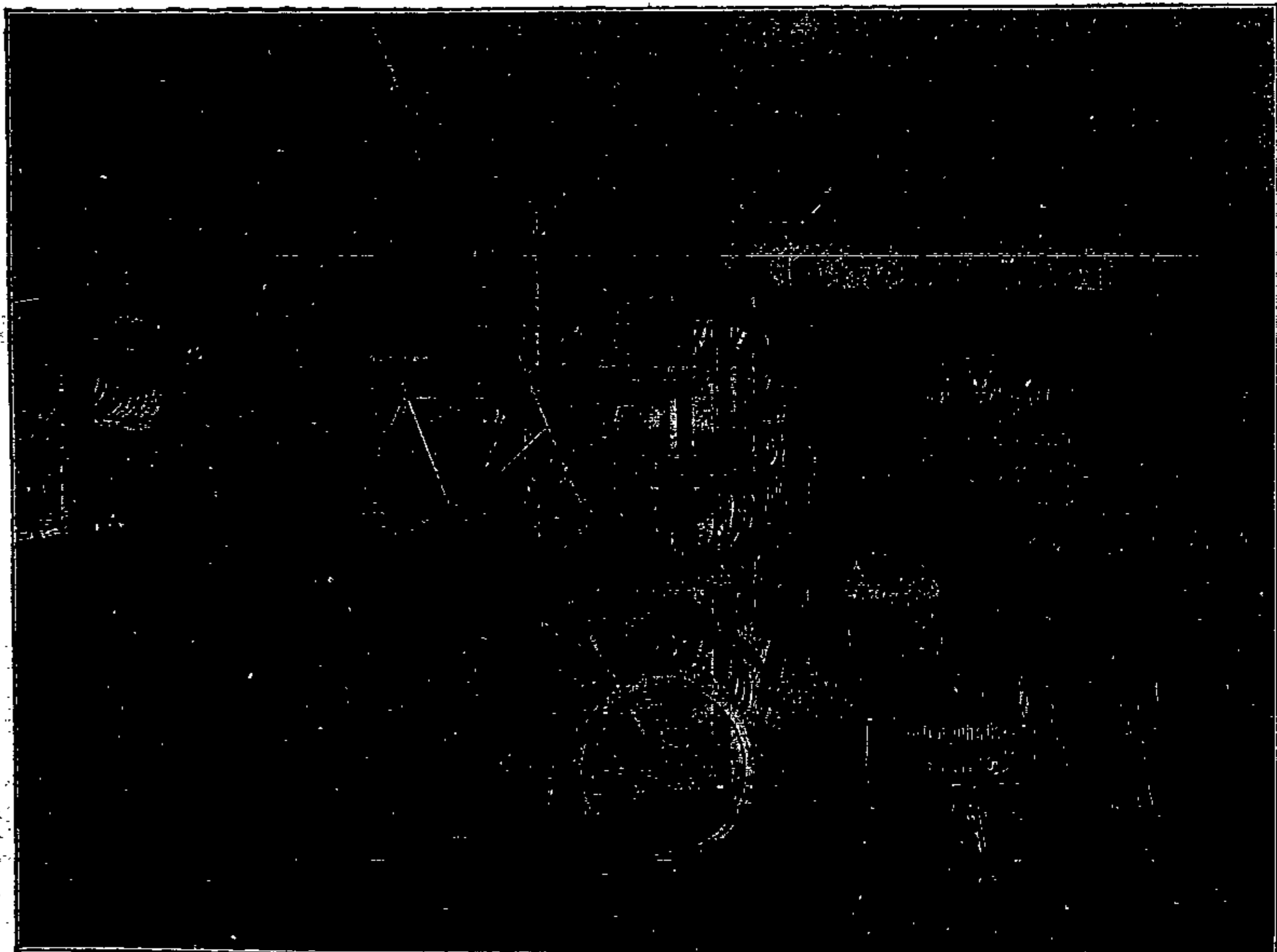
(Fortsetzung.)

In Mainz ist für den armen Schlauraff das „Gasthaus zur Krone“ ein Ort des Schreckens, dem er sich gar nicht zu nahen wagt, weil dort ein Hauptquartier schlagfertiger Humanisten ist, die schon manchem Magister übel mitgespielt haben. Eine Zeitlang führte dort, wie man aus einem anderen Briefe erfährt, das große Wort Ulrich von Hutten, ein ganz bestialischer Mensch, der einmal gesagt hat, wenn ihm die Predigermönche das täten, was sie dem

Neuchlin tun, so wollte er ihnen Fehde ansagen und jedem von ihnen, der in seine Hände fiel, Nase und Ohren abschneiden. Gott sei Dank ist Gutten fort, um Doktor zu werden, und war seit einem Jahre nicht in Mainz, der Teufel möge ihn holen. Das gepfeffertste Würzmittel in den „Dunkelmännerbriefen“ sind die zahlreichen Stellen, worin die lieberliche Scheinheiligkeit der Theologen beleuchtet wird. Neben gutem und vielem Essen und Trinken sind diesen frommen Herren die Hauptsache die ihnen unerlaubten Liebesfreunden. Da gibt es nun erstaunliche Sachen in dem Buche. Da ist zum Beispiel der biedere Konrad von Zwickau, dem es nie an warmen Unterlagen fehlt, und der etwa argumentiert, daß keine große Sünde dabei sein könne: wenn Gott die Liebe sei, so könne die Liebe nichts Schlimmes sein. Es stehe auch geschrieben beim Prediger Salomonis: Wenn zwei beieinander liegen, so werde ihnen warm; einer für sich aber könne nicht warm werden. In diesen erotischen Zusammenhängen kommt auch Frau Pfefferkorn an die Reihe. Sie soll unterschiedliche Verhältnisse haben,

unter anderem auch mit Ortuin Gratius selber. Pfefferkorn, schreibt einer, soll deshalb nicht eifersüchtig sein, nach dem Spruch, daß zwischen Freunden alles gemeinsam sein müsse. Dazu komme, daß Ortuin keine Frau habe, und denen, die nicht haben, sollen wir mitteilen.

So ergießt sich überall heißender Hohn über die Dunkelmänner. Kein Wunder, daß sie in ein Wutgeschrei ausbrachen, und daß die „Dunkelmännerbriefe“ in Rom schleunigst auf den Index der verbotenen Bücher kamen. Von den Verfassern aber bemühte sich wenigstens unser Gutten nun erst recht, seiner Aufnahme in die schwarze Liste des Alerikalismus Ehre zu



Lager für Saal- und Kunsthahrräder, Näh- und Waschmaschinen.

machen. Die Feindschaft des Pfaffentums schreckte ihn gar nicht; sie mögen ihn hassen, wenn sie ihn nur fürchten. Der Versuche der Klerikalen, der aufgehenden Sonne der Bildung als hindernde Wolken in den Weg zu treten, lacht er. Wie er im Jahre nach seiner Rückkehr ins Vaterland schrieb über dies „großartige Jahrhundert“, war es ihm eine Lust zu leben, weil die Wissenschaften blühen, die Geister sich regen, und er rät siegesgewiß dem mittelalterlichen Geist, einen Strich zu nehmen und sich aufzuhängen. Merkwürdig ist nun, daß zu dieser Zeit ein so ausgesprochenen Gegner des Klerikalismus in Diensten eines deutschen Pfaffenfürsten stehen konnte, und doch gestalteten sich Gutten's Geschicke nach seinem Wiedererscheinen in Deutschland (1517) so. Empfehlungen einflussreicher Gönner, insbesondere des Augsburger Patriziers Pentinger, brachten es zuwege, daß sich in Augsburg Kaiser Maximilian für ihn interessieren ließ und insoweit den Mäzen spielte, daß er im Jahre 1517 den Humanisten mit einem Lorbeerkranz zum Dichter krönte. Diese billige Sorte hoher Protektion war nun für Gutten nicht besonders nahrhaft. Da hatte er mehr von einem Angebot des Mainzer Kurfürsten, als Rat in seine Dienste zu treten. Die Sache konnte unmöglich

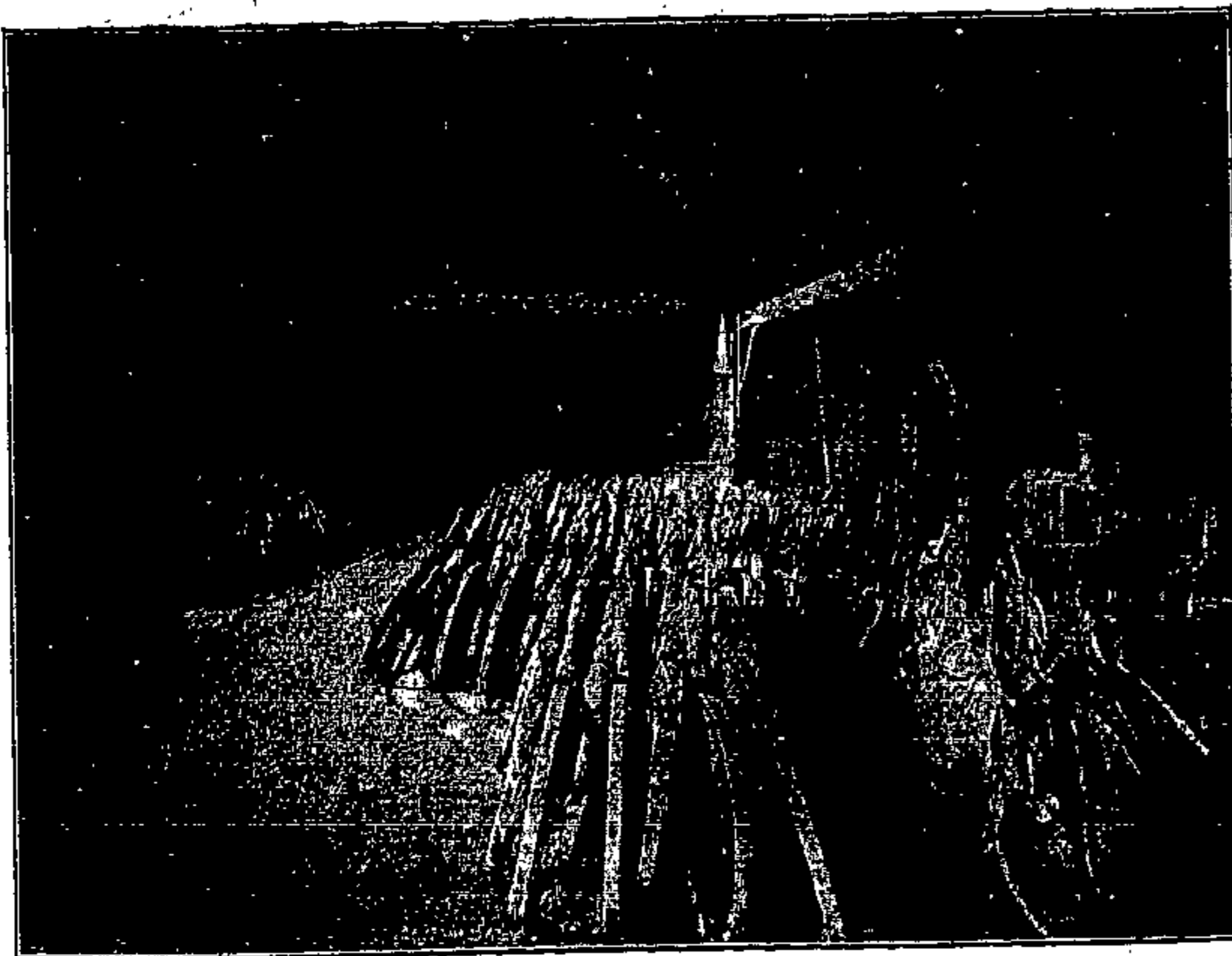
auf die Dauer gut gehen, weil der Mainzer Erzbischof, wenn auch persönlich ganz ungeistlich und wegen kostspieliger Palliengelder, die er nach Rom abführen mußte, auf den Papst nicht besonders gut zu sprechen, doch immerhin ein Pfaffenfürst blieb und eben wegen seiner Ablassgeschichten die bekannten Differenzen mit Luther bekam. Andererseits war Gutten bei seinem geraden und unabhängigen Wesen persönlich zum Höfling absolut ungeeignet. Er brachte denn auch schon

1518 ein Gespräch über das Hofleben heraus, worin er ein höchst unerbauliches Bild von dem höfischen Treiben entwirft. Immerhin hielt er noch in dieser Sklaverei aus, so lange man ihn nicht geradezu hinderte, seine Meinungen ungeniert zum besten zu geben. Dies tat er auch jetzt ausgiebig. So in der Widmung der von ihm in Deutschland zuerst abgedruckten Schrift des italienischen Humanisten Balla über die Konstantinische Schenkung. Balla hatte nachgewiesen, daß die angebliche Rechtsbasis der

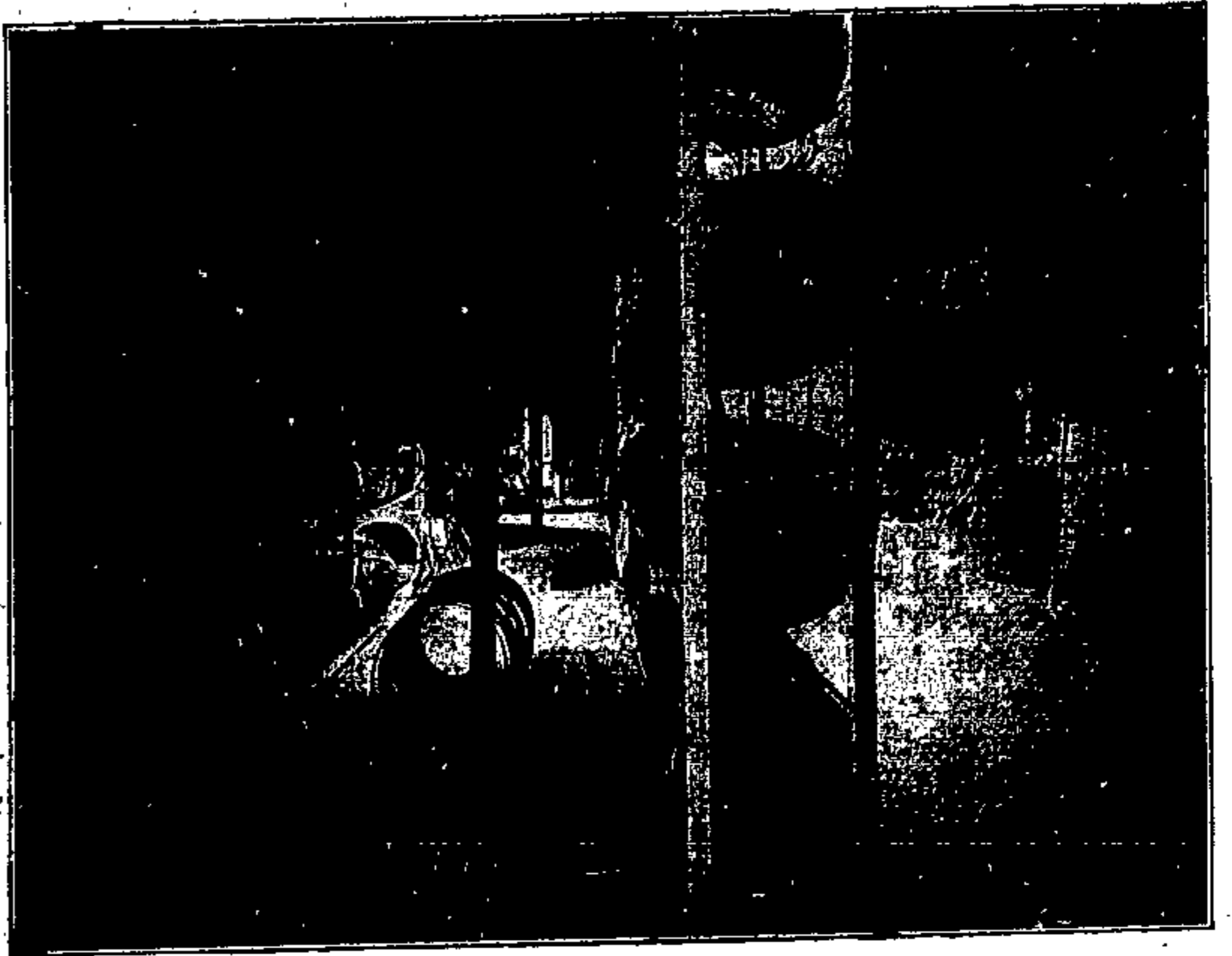
weltlichen Herrschaft des Papstes, eben eine Schenkung des Kaisers Konstantin, ein klerikaler Schwindel sei. Diesen Angriff auf die päpstliche Machtstellung nun widmete Gutten mit großer Unverfrorenheit dem regierenden Papste Leo X., indem er mit ganz ernster Miene behauptete, daß Leo als guter Papst freiwillig aufgeben werde, was ihm nicht von Rechts wegen zukomme; etwas anderes annehmen, hieße ja dem Papst die beleidigende Unterstellung machen, daß er geraubtes Gut behalten wolle. Alle die Räubereien stelen ja bloß Vorgängern zur Last, für die kein Wort zu bitter sei. Und nun führt Gutten dem Papst die ganze Reihe der bestehenden Mißbräuche zu Gemüte. Er spricht von jenen Päpsten, „die vom geringsten Vorwand Anlaß zu endlosen Plünderungen genommen, Gnade feilgebieten, mit Dispensationen und Bullen aller Art schon so lange Zeit Handel getrieben haben; die für die Sündenvergebung einen Kaufpreis festgesetzt und aus den Strafen des künftigen Lebens eine Erwerbsquelle gemacht haben, welche die geistlichen Stellen bei uns, die milden Stiftungen unserer Voreltern sich abkaufen ließen; welche die Deutschen glauben machten, die seien keine Bischöfe, welche nicht ihr Pallium für viele tausend Goldstücke von ihnen erhandelt haben; welche, nicht zufrieden, einmal des Jahres eine außerordentliche Steuer zu erpressen, so oft es ihnen gefiel, Leute schickten, die bald unter diesem, bald unter einem anderen Vorwand sammeln mußten, das eine Mal für einen Türkenkrieg, das andere Mal, um zu Rom dem heiligen Petrus eine Kirche zu bauen, die sie nie fertig machen lassen; welche endlich, während sie alles das verübten, dennoch sich als Seligste und Heiligste begrüßen ließen und gegen ihr Treiben kein Wort, viel weniger eine Handlung



Lagerhalle für Fahrräder, Lenkstangen, Sättel und Taschen.



Lager für Fahrräder, Fahrradrahmen und Kohlenbehälter.



Lager für gespannte Räder und Felgen.

busden wollten.“ Und dann kommt wieder die heikle Frage an Leo, ob er nicht den für seinen ärgsten Feind achten möchte, der ihn solchen Mäubern beizählen wollte, und so bittet Gutten tatsächlich den Papst um ein öffentliches Zeichen seines Beifalls.

Ein weiterer Vorstoß gegen die ultramontanen Ausbeuter Deutschlands folgte bald in Gestalt der Türkenrede. Man dachte gerade an einen Feldzug gegen die damaligen Todfeinde der europäischen Zivilisation, die Türken. Kaiser und Papst interessierten sich für die Idee. Der Zentralgewalt des Reiches wendet Gutten dabei seine Sympathien zu. Er möchte ihre Macht erstarkt wissen, damit auch unter einheitlicher Führung wirklich Krieg geführt werden könne. Die deutschen Fürsten mit ihren Sonderinteressen kommen dabei schlecht weg. Wenn man die Ritter Mäurer nenne, die Fürsten seien es erst recht. Besonders aber zieht Gutten wieder über die klerikalen Gelderpresser los. Der römische Eifer für den Türkenkrieg ist ihm höchst verdächtig. Er befürchtet stark, daß es bloß darauf abgesehen sein möchte, den Deutschen Geld abzugaunern, das dann für päpstliche Schmarotzer vergeudet werden würde. Anstatt dessen möchte er die klerikalen Parasiten ausgiebig zu den Kriegskosten herangezogen wissen. Außerdem hätte er nichts dagegen, wenn die reichen Kaufleute in den Städten ordentlich zur Uder gelassen würden. In der Abneigung, die da zum Vorschein kommt, meldet sich wieder der Ritter in Gutten. Er hatte seine Türkenrede eigentlich zum Vortrage auf dem Augsburger Reichstage von 1518 bestimmt, den er im Gefolge seines erzbischöflichen Herrn besuchte; es kam aber nur zur Veröffentlichung durch den Druck. In dieser Augsburger Zeit hatte Gutten wieder viel anregenden Umgang, dagegen bemerkenswerterweise keinerlei Verührung mit Luther, der doch auch geraume Zeit dort weilte. Das war wohl kein bloßer Zufall; denn auch innerlich stand Gutten dem Wittenberger Professor noch fern. Luthers Kämpfe mit seinen theologischen Widersachern erschienen ihm noch als bloßes Mönchsgezänk. Wie Gutten im Vorjahre bei Gelegenheit von Mitteilungen über die Lutheraffäre die Hoffnung ausgesprochen hatte, daß die streitenden Theologen sich gegenseitig zugrunde richten, einander auffressen möchten, so äußerte er auch noch in Augsburg seine Freude darüber, daß die Theologen sich untereinander zerfleischten. Interesse an Luther hat er bei seinen ausschließlich weltlichen und politischen Gesichtspunkten eben erst gefaßt, als er zu der Ansicht kam, daß dessen Konflikt mit Rom den Anstoß zur völligen Abrechnung mit der ultramontanen Fremdherrschaft und überhaupt zu einer umfassenden Reformation nicht nur auf kirchlichem Gebiete abgeben könne.

In der Augsburger Zeit war Gutten viel ans Zimmer gefesselt. Er machte nämlich gegen seine alte Krankheit eine neue Kur durch, deren günstiger Verlauf ihn mit der Illusion erfüllte, nun völlig geheilt zu sein. Er war darüber so freudig bewegt, daß er eine merkwürdige Schrift über die „Guajakur“ und überhaupt die Syphilis verfaßte. Daraus kann hier nur eine interessante Stelle hervorgehoben werden, wo Gutten sich gegen den eingerissenen Luxus in Speise und Trank, mit ausländischen Gewürzen, Wohlgerüchen und Kleiderstoffen wendet, der die Deutschen um ihre Gesundheit und ihr Geld bringe. Er eifert dagegen, daß es Grundsatz geworden, was hier wachse, zu verkaufen, um jenes Fremde einzuhandeln. Nichts anderes habe die Fugger so reich gemacht, die nun allein in Deutschland Geld und kostbare Häuser besäßen und so sehr emporkommen seien, daß ihr Vermögen für größer als das eines jeden von den deutschen Fürsten geschätzt werde. Vermeyntlich genesen, fühlte sich Gutten so kräftig, daß er sogar die Beschwerden eines Feldzuges

übernahm, begierig, die Feder wieder mal mit dem Schwerte zu vertauschen. 1519 kam es zum bewaffneten Konflikt zwischen Ulrich von Württemberg und dem schwäbischen Bund, und auf der Seite des letzteren marschierten natürlich die Gutten mit ins Feld, unter ihnen Ulrich. Der Krieg verlief bekanntlich nicht besonders ereignisreich, weil der Herzog seine Sache ohne ernstlichen Widerstand verloren geben mußte. Für Gutten's weitere Geschicke wurde der Feldzug hauptsächlich dadurch bedeutungsvoll, daß er ihn in enge Verührung mit dem Ritter Franz von Sickingen brachte. Hier wurde der Grund zu der engen Freundschaft gelegt, die beide Männer hernach auch in politischen Dingen verbinden sollte. Aus dem Felde sehnte sich Gutten bald wieder zu den Wissenschaften zurück, um so weniger dagegen an den Hof, den er gleichwohl zunächst noch einmal aufsuchen mußte. Er wurde dann aber vom Erzbischof unter Fortzahlung des Gehalts vom Hofdienst entbunden und erfreute sich somit wissenschaftlicher Muße. In gehobener Stimmung ging er damals sogar mit der Absicht um, einen eigenen Hausstand zu gründen, zu heiraten. Uebrigens dachte er an eine städtische Verbindung, mit einer Frankfurterin. Die Sache zerbrach sich aber, und sein Lebensweg führte ihn demnächst in so stürmische Regionen, daß er sich alle Gedanken an behagliche Ruhe aus dem Sinne schlagen mußte.

Die politische Lage gestaltete sich in einer Weise, die Gutten auf einen Umschwung in seinem Sinne hoffen ließ. Karl V. wurde 1519 zum Kaiser erkoren, und da der Papst zu den Gegnern seiner Wahl gehört hatte, eröffnete sich eine Aussicht auf eine antirömische Haltung des neuen Kaisers, um so mehr als sein Bruder, der Erzherzog Ferdinand, für einen erklärten Anhänger der humanistischen Bestrebungen galt. Gutten erwartete jetzt aber auch Großes im Sinn einer Beseitigung der römischen Fremdherrschaft von dem Mönch, dessen Sankel ihm erst so verächtlich vorgekommen. Er sah Luther nun, Anno 20, nach dessen scharfem Bruch mit Rom, mit anderen Augen an und hoffte, daß aus dem Konflikt der Kampf um Deutschlands Freiheit werden könne, wozu er in einem Brief aus diesen Tagen einen seiner alten humanistischen Freunde aufruft. In diesem Schreiben erwähnt er auch, daß er an einem „Badius“ betitelten Gespräch schreibe, das er als das heftigste und freimütigste ankündigt, was bisher wider die römischen Goldsauer herausgekommen. In einem Brief, den er an Luthers Freund Melanchthon schreibt, erwähnt er gleichfalls sein Gesprächbüchlein gegen den Papst und die Plünderer Deutschlands. Er spricht da auch von großen Plänen, die er mit Franz von Sickingen habe und die auf Abschüttelung des römischen Joches abzielen. Er hat Sickingen zu Luthers Gunsten bearbeitet und darf dem Berfolgten in Franzens Namen ein Asyl auf dessen Burgen anbieten. Das von Gutten avisierte „Gesprächbüchlein“ ließ nicht lange auf sich warten und schlug mächtig ein. Schon die beiden ersten mehr scharmüttelnden Gespräche Fieber 1 und 2 gingen der Pfaffenherrschaft scharf zu Leibe. Hier wird zuletzt schon im Hinblick auf die vielen Tausende kostspieliger, geistlicher Müßiggänger die Forderung aufgestellt, daß das unmäßig viele von ihnen verzehrte Geld lieber zur Erhaltung gelehrter Leute und zu militärischen Zwecken verwandt werden sollte.

Den Hauptangriff auf die klerikale Wirtschaft bringt aber das dritte Gespräch, Badius oder die römische Dreieit, worin in immer neuen Wendungen, im ganzen von ökonomischen Gesichtspunkten aus, die päpstliche Wirtschaft als bloß auf die Ausplünderung des deutschen Michel berechnet geschildert wird. Berühmt ist besonders eine Stelle, wo das römische System in äußerst anschaulicher Weise gezeichnet ist. In

Rom ist „die große Scheuer des Erdkreises, in welche zusammengeschleppt wird, was in allen Länden geraubt und genommen worden; in deren Mitte jener unerfättliche Kornwurm sitzt, der ungeheure Haufen Frucht verschlingt, umgeben von seinen zahlreichen Mitfressern, die uns zuerst das Blut ausgesogen, dann das Fleisch abgenagt haben, jetzt aber an das Mark gekommen sind, uns die innersten Gebeine zerbrechen und alles, was noch übrig ist, zermalmen“. Die Not aber wird die Deutschen wohl dazu treiben, dem Unfug ein Ende zu machen. Man soll zunächst einfach die Geldzufuhr Rom sperren, dann werde es schon zahmer werden. Aber Gutten legt auch nahe, daß Roms Vorrang vor den anderen Völkern überhaupt fallen müsse; denn Christus sei ein Freund der Gleichheit gewesen. Eine Stelle spricht von Eisen und Feuer als möglichen Hilfsmitteln im Kampfe für die gemeinsame Sache des Vaterlandes. In Angriffen auf die römische Wirtschaft gipfelt auch das letzte Gespräch der Sammlung, Die Anschauenden. Es verlangt eine allgemeine Reformation, die aber nicht nur die Pfaffen betreffen soll, sondern auch die Kaufleute mit ihren unnützen Einfuhrartikeln in Mitleidenschaft ziehen möchte. Die Ausführungen über den Adel und die Kaufleute sind das bemerkenswerteste in diesem Gespräch, weil sie wieder den Ritter in Gutten zum Vorschein bringen. Der Gegensatz zwischen den beiden Schichten wird scharf hervorgehoben und den städtischen Besitzenden nichts Gutes nachgesagt und gewünscht. Auch der Adel bleibt nicht ohne Tadel, unter anderem wegen seiner Unkultiviertheit, aber Gutten vermag doch sogar an dem Treiben der Raubritter eine gute Seite zu entdecken, insofern dadurch völliger Verweichlichung der Städte vorgebeugt werde; entschuldigend nennt er die adlige Buschlepperei einen mannhaften Frevel.

Im gleichen Jahre 1520 brachte Gutten noch eine ältere antirömische Schrift aus dem Mittelalter mit einer Widmung aus seiner Feder heraus, die bezeichnenderweise dem Erzherzog Ferdinand gilt. Dieser Habsburger wird aufgefordert, mit König Karl Deutschland von den römischen Blutsaugern zu befreien. Eine andere literarische Ausgrabung von 1520 ist „allen freien Deutschen“ zugeeignet und soll sie zur Wiedergewinnung der Freiheit anspornen; es müsse endlich durchgebrochen werden. Am Schluß läßt Gutten die Freiheit hochleben und bricht in sein Lösungswort aus: „Ich hab's gewagt!“

Vor den zu erwartenden Folgen seiner literarischen Kühnheit wurde Gutten bereits von verschiedenen Seiten gewarnt, ohne sich aber schrecken zu lassen. Er beschloß jetzt, sich persönlich an die höchste Stelle zu wenden. Im Sommer 1520 reiste er nach den Niederlanden zum Erzherzog Ferdinand, um der Freiheit, wie Melanchthon sich ausdrückt, durch die höchsten Fürsten Bahn zu brechen. Melanchthon setzte große Hoffnungen auf dies Unternehmen Gutten's. Vorher schrieb Ulrich noch einen glühenden Brief an Luther im Sinne gemeinsamen Kampfes zur Befreiung des Vaterlandes von seinen Unterdrückern. Er hat in Brüssel offenbar nicht einmal Gehör erlangt. Vielmehr mußte er auf den Rat unterrichteter Freunde von dort vor den päpstlichen Nachstellungen weichen. Er durfte hernach in Mainz auch nicht verweilen, weil der Papst unter anderem auch an den dortigen Erzbischof das Ansinnen gerichtet haben sollte, Gutten gefesselt nach Rom zu senden. Tatsächlich hatte Leo von dem Mainzer Kurfürsten energisches Einschreiten gegen Gutten verlangt. Der Mainzer ließ ihn natürlich fallen, entschuldigte sich im übrigen beim Papst damit, daß Gutten sich in den festesten Burgen halte und seinerseits mit bewaffneter Macht gefährlich werden könne.

Gutten wollte jetzt auf der von ihm Gerberge der Gerechtigkeit getauften Ebernburg seines Freundes Franz von Sickingen. Dieser reiche und mächtige Ritter hatte sich einen gefürchteten Namen gemacht durch Fehden, die, des romantischen Aufpuges entkleidet, im Grunde genommen bloß auf Raubzüge hinausliefen. Guttens Einfluß hob ihn insofern auf ein höheres Niveau, als Sickingen sich für die Reformationsideen interessieren ließ, dabei freilich das ritterliche Sonderinteresse scharf im Auge behielt. Seine Ebernburg dachte sich Gutten nicht nur als Freistadt, sondern auch als Operationsbasis für einen regulären Feldzug gegen die „Romanisten“. Zunächst freilich kämpfte er auch von hier aus mit der Feder weiter. Er erstieß zunächst im September 1520 an König Karl ein Klageschreiben gegen die römischen Nachstellungen, da er doch nur der Blünderung

Deutschlands habe ein Ende machen wollen, zu diesem Zweck allerdings auf den Umsturz der bestehenden Ordnung aus gewesen sei und noch aus sei. Gleichzeitig suchte er Luthers Beschützer, den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, für sich zu gewinnen. In seinem Sendschreiben an Friedrich hält er noch eine Vereinigung von Fürsten und Rittern zum Sturz der römischen Blutsauger und zur Wiederherstellung der deutschen Freiheit für denkbar. Wenn es aber mit einem solchen Bündnis nichts ist, so müssen andere Mittel ergriffen werden. Er läßt keinen Zweifel, daß der unverbesserlichen Tyrannei Roms bloß mit Gewalt abzuhelfen sei. Er will lieber den Türken als den Päpsten dienstbar sein. Der Schaden der bisherigen Wirtschaft liege in der Verarmung Deutschlands vor Augen. Der römische Bischof müsse den anderen wieder gleichgestellt werden. Die Zahl der Geist-

lichen ist zu mindern, desgleichen ihre Einkünfte, und die Mönche sind ganz abzutun. Gutten will nicht zurückweichen, sondern sich nötigenfalls als ein tapferer Ritter für seine Ueberzeugung opfern und vielleicht eines Tages vor aller Welt ausrufen: „Ist keiner da, der um gemeinsamer Freiheit willen mit Gutten zu sterben wagt?“ Auch dem Mainzer Erzbischof schrieb er selbstbewußt, unerschütterlich dadurch, daß man ihn von den Höfen, den Städten, der Öffentlichkeit, der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen habe. Ein weiteres Sendschreiben dieser Tage richtet sich an die Deutschen aller Stände und ruft sie zum Weistand im Kampfe für die Freiheit auf. Er sei so wenig Aufrechter gen...n, daß er sogar bisher lateinisch geschrieben, um nicht gleich den großen Haufen ins Spiel zu ziehen. Uebrigens hatten schon Uebersetzungen Guttens Namen populär gemacht. (Schluß folgt.)

## Aus stillem Hafen.

Gedichte von Ernst Preczang.

### Schiffe am Abend.

Schiffe langsam von mir gleiten  
Aus des Hafens Ruh;  
Schwimmen alt in graue Welten.  
Schleift nicht schon der müde Tag  
Dunkelbang sein goldnes Auge  
Vor dem Wege zu?

Will ein Wetter sich bereiten?  
Finster droht die Nacht.  
Ach, es wird kein Stern sie leiten,  
Wenn des Tages frohes Licht  
Ueber ihrer wilden Straße  
Nicht mehr wacht.

Steh, schon sinkt es in die Wogen.  
Weiß vom Horizont  
Kommt ein Segel hergezogen,  
Kommt auf grauer Wasserflut,  
Von der letzten Glut des Abends  
Festlich besonnt.

Alte Schiffe von mir gleiten.  
Lüchlich rauscht das Meer.  
Lesse aus den grauen Welten  
Wächst ein helles, frohes Lied,  
Zieht umglimmt das weiße Segel  
Leuchtend zu mir her.

### Klaus Bundt.

Was gehn sie nassen Augs umher,  
die Mädchen von Alfund?  
Sie seufzen leis und klagen laut  
und aller Herz ist wund.  
Sie blicken fragend auf das Meer:  
Klaus Bundt, wann kommst du wieder her?

Klaus Bundt, du lustiger Matros'  
beim Tanz und vor dem Mast,  
könnt dieses denn wohl möglich sein:  
daß du vergessen hast?  
Daß du vergaßest die hier stehn  
und bange auf das Wasser sehn?

Es fährt wohl manches Schiff vorbei  
mit Segeln, voll und rund,  
doch ist das deine nicht dabei,  
das deine nicht, Klaus Bundt!  
Es kennt ja jede Heel und Bug  
des Dreimasthjoners, der dich frug.

Dich frug? Trägt er dich denn nicht mehr?  
Klaus Bundt, was ist geschehn?  
Daß ener Schiff längst fällig ist,  
soll in der Zeitung stehn.  
Seit Monden! . . . Pah, du hast doch Glück  
und kommst gewiß zu uns zurück!

Haha, wie sehn schon deinen Mund  
und deine Augen lachen;  
den Hut, den hast du im Genick,  
und neu sind deine Sachen:  
die blaue Jack, die weiße Büg —  
hallo, zum Tanz, zum Tanze sig!

O Gott, wie schwenkst du uns umher,  
und keine läßt dich los;  
wie fliegt dein gelbes Lockenhaar,  
du wilder Seematrof!  
Du bist wie Sturm, wie Sturm, Klaus Bundt!  
Tags drauf sind alle Lippen wund.

Du redest von Batavia  
wie von dem nächsten Ort,  
und nennst man dir ein fremdes Land,  
du warst ganz sicher dort;  
vom allerfernsten Erdgebiet  
sagst lachend du: „Das is nich wiet (weit)!“

Das is nich wiet, das is nich wiet!  
O Klaus, was fällt mir ein:  
wie sprachen auch vom Sterben mal,  
und wie es werde sein:  
wie jeder Tag Jan Maat bedroht —  
„Hei jo, he is nich wiet, de Dod!“

„Hei jo, he is nich wiet, de Dod!“  
Du fahst uns lächelnd an,  
indessen uns die blasse Furcht  
kalt üben Rücken rann.  
„He is nich wiet, he is nich wiet“ —  
O Klaus, nun singt das Meer dies Lied.

So singt bei Tag und Nacht das Meer.  
Die Mädchen von Alfund,  
die lauschen bang und seufzen schwer:  
Klaus liegt auf tiefem Grund.  
Was ist denn ohne ihn noch los,  
ohn dich, du lust'ger Seematrof?

### In der Matrosenschenke.

Sie sahen lachend vor Theke und Tisch  
In langen schwahenden Reihn.  
Sie aßen Fleisch und aßen Fisch  
Und tranken Bier und Wein.  
Sie schlugen mit den Fäusten auf:  
„He, Wirt! Das Glas ist leer!  
He, Wirt! Dreh sig den Hahnen auf!  
Gar satzig ist das Meer.“

Sie quakten Tabak aus Sumatra  
In Wolken dick und blau.  
Sie jangen: „Ein feines Mädchen, haha,  
Das wünsch ich mir zur Frau.“  
Sie janzten: „Und komme ich von der See,  
Feinstleichen, dann nach Haus,  
Dann stülft du mir mein Herzensweh,  
Und aller Gram ist aus!“

Juchhel! . . . Ein Klirren . . . An der Wand  
Zersplittert jäh ein Glas.  
Hein Potters, mit erhobener Hand  
Springt auf, ganz wild und blag:  
„Ein anner Lied — ein anner Lied,  
Bloß dit nich — Schwerenot!  
Sonst schlag ich Miete Wulferiet  
Noch diesen Abend tot!“

Es wird ganz still, ganz still im Saal.  
Nur einer lacht gar laut:  
„Hein Potters, Mensch, so seh dich dat  
Und pfeif auf deine Braut!  
Es sind uns Mädchen, vallera,  
In aller Welt geneigt . . .“  
Schon dudelt die Harmonika.  
Hein Potters sikt und schweigt.

Hein Potters schweigt und trinkt und trinkt.  
Dit wogt's von Qualm und Dunst.  
Der Chor der Kameraden singt:  
„Uns blüht des Schicksals Gunst.  
Geborgen sind wir sein an Land,  
Hier tut kein Sturm uns weh.  
Der Tod mit seiner Knochenhand,  
Haha, sikt in der See.“

Hein Potters blickt so starr und starr  
Und flüstert: „Falsch ist sie.  
Bin ich auf See, bin ich ihr Narr.  
O Miete, hüte di!  
He, Wirt, noch eine Buddel Wein  
Vom besten hier im Haus!“  
Hein Potters soff ihn jäh hinein  
Und ging dann wild hinaus.

Und niemand von den andern sah  
Mit Sorgen hinterdrein:  
Sie quakten Tabak aus Sumatra  
Und tranken Bier und Wein.  
Sie gröhlten: „Heut noch jedenfalls  
komm ich dir zu Besuch  
Und leg um deinen schönen Hals  
Ein wunderrotes Tuch.“

Schon stieg des Morgens graunebliger Schein  
Herauf aus dem wallenden Meer.  
Sie sahen noch immer in schwahenden Reihn  
Mit Köpfen dunstig und schwer.  
Da schrakten sie auf. Ein einziges Wort  
Fuhr gellend zur Türe herein.  
Auf allen Gassen schrien sie's: Mord!  
. . . Wer will noch Bier oder Wein?

„Wer will noch ein feines Mädchen, haha?“  
Hein Potters kam und sang.  
„Los! Spiel's auf der Harmonika!“  
. . . Sie ließen ihm breiten Gang.  
„Ich legte um ihren schönen Hals  
Ein wunderrotes Tuch! . . .  
Bereu'n?! . . . Im Zuchthaus allenfalls.  
Da hab' ich wohl Zeit genug.“

**Ein neuzeitliches Arbeiterunternehmen.** Auf allen Gebieten des öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens ist die Macht der Arbeiter im Steigen, dank der energischen Tätigkeit der Arbeiterorganisationen. Durch diese sind auch die genossenschaftlichen Arbeiterunternehmen stark gefördert worden. In der Reihe der Konsumgenossenschaften, die sich in sehr kurzer Zeit zu bedeutenden Unternehmen entwickelt haben, nimmt die Einkaufsgenossenschaft der organisierten Arbeiterfahrer, das unter dem Namen „Fahrradhaus Frischauf“ bekannte Geschäft des Arbeiter-Radsfahrerbundes „Solidarität“, eine beachtenswerte Stelle ein. — Das „Fahrradhaus Frischauf“ hat sich aus einem von Berliner Genossen gegründeten sehr kleinen Unternehmen, der „Einkaufsgenossenschaft Voran II“, zu seiner jetzigen Größe entwickelt. Seit dem Jahre 1908 ist der Arbeiter-Radsfahrerbund „Solidarität“ an dem Unternehmen beteiligt. 1910 wurde es in eigene



Demonstration vor dem Ferrerdenkmal in Welsfel (am Todestage Ferrers).

Regie des Bundes übernommen; von diesem wurde sofort ein eigenes Geschäftshaus in Offenbach am Main errichtet. Das Bundeshaus — so wird der Gebäudekomplex, bestehend aus dem großen dreistöckigen Geschäftshaus und den Wohnhäusern für die Beamten und Arbeiter, kurz genannt — erstand auf einem 8416 Quadratmeter großen Gelände. Letzthin mußte nun noch ein anstößendes größeres Grundstück vom Bunde angekauft werden, denn das Unternehmen hat einen solchen Umfang angenommen, daß jetzt schon ein Vergrößerungsbau notwendig ist. Die Bundesmitglieder haben als „Geschäftsanteil“ nur zwei 50-Pfennig-Bausondsmarken erworben. Demnach ist also der Arbeiter-Radsfahrerbund nicht nur eine sportliche, sondern auch eine Konsumentenvereinigung von 150 000 Mitgliedern. Zum Bezuge von Waren, aus dem Bundesgeschäft sind aber nicht allein die Bundesmitglieder berechtigt, der Verkauf geschieht vielmehr an jedermann.

Die überraschend schnelle Entwicklung der Arbeiterkonsumgenossenschaft der Fahrradbranche veranschaulichen folgende runden Umsatzziffern: Es betrug der Umsatz im Jahre 1908: 183 000 M., 1909: 291 000 M., 1910: 474 000 M., 1911: 842 000 M. Die Umsatzsteigerung belief sich gegen das Vorjahr: 1909 auf 58, 1910 auf 63, 1911 auf 77 Prozent. Das Jahr 1912 wird eine Steigerung des Umsatzes auf weit über eine Million Mark bringen, denn in den ersten neun Monaten des laufenden Geschäftsjahres wurden für 1 015 547 M. Waren umgesetzt. Den Nichtradler interessieren vielleicht noch mehr als den Radler diese

Angaben. Es wurden im Jahre 1911 verkauft: 3144 Fahrräder, 84 219 Laufdecken, 21 724 Luftschläuche, 2688 Freilaufnaben, 19 000 Milgen, für 20 000 M. Sweater usw. An der Hand dieser Ziffern und der in der vorliegenden Nummer reproduzierten Photographien einiger Lagerräume wird der Leser die Ueberzeugung gewinnen, daß in den vielen großen Lagerhallen des Arbeiter-Fahrradhauses in Offenbach a. M. gewaltige Mengen von Waren dauernd aufgestapelt sein müssen. Und so ist es auch in der Tat.

Die vorstehenden Darlegungen geben aber nur ein Bild von dem Umfang des Bundeshauptgeschäfts in Offenbach a. M. Welche enorme Ausdehnung das ganze Unternehmen aber schon erreicht hat, zeigt die Tatsache, daß in über 200 Orten Verkaufsstellen errichtet wurden und daß im Hauptgeschäft, in den 45 Verkaufsläden und 89 Reparaturwerkstätten zur Bedienung der Konsumenten zusammen 145 Personen angestellt sind.

Auch das Unternehmen des Arbeiter-Radsfahrerbundes „Solidarität“ zeigt der Arbeiterschaft, daß durch zielklare genossenschaftliche Betätigung über alles Erwarten schöne Erfolge schnell erreicht werden können, daß ein einfaches Arbeiterunternehmen zu großer Blüte gebracht werden kann, wenn alle dafür in Betracht kommenden Kreise ihre Kraft zusammenfassen.

Die Furchtbarkeit des Krieges ist oft von Kombattanten und Schlachtenhimmeln geschildert worden. Nicht eindringlich werden aber die Greuel und Verheerungen der Kriegsfurie wieder einmal in einem großangelegten biographischen Werke vor Augen geführt,

ein Lebloser liegt der von einer Granate Getroffene da, mit eiskaltem Schweiß bedeckt; kaum fühlbar ist der Puls; unempfindlich scheint die Wunde, aber das glänzende Auge des Unglücklichen rollt angstvoll und unstill in seiner Höhle, ein Zeugnis der furchtbaren Qualen, die er erleidet; oft tritt in diesem Zustande der Tod ein, ohne daß die Größe der Wunde, oder die Masse des verlorenen Blutes den raschen Verfall der Kräfte erklären könnten. Und wieder in anderen Fällen will das Leben nicht fliehen, obgleich der halbe Brustkorb fortgerissen ist, und das zuckende Herz offen zu Tage liegt. Große Dienste leistete den meist unter recht schwierigen Verhältnissen in primitiven Feldlazaretten ihr Handwerk ausübenden Verzten das Chloroform. Die Arbeit des Verbindens, des Reinigens der Wunden, der Amputationen ging oft ohne jegliche Ruheunterbrechung Tag und Nacht hindurch. Häufig wird erst gegen Morgen eine mehrstündige Pause gemacht. Und dabei ist der Beruf doppelt aufreibend; namentlich an die Verben werden ungeheure Anforderungen gestellt. „Nicht ruhig wie im klinischen Auditorium, wo jeder Zuschauer den Atem anhält, wenn das Amputationsmesser tätig ist, sondern umgeben von Wehenden, Stöhnenden, Jammernden und furchtbar Schreienden muß man seine Arbeit tun.“ Die Eindrücke, die der gewiß an Not, Tod und Krankheit gewöhnte Chirurg empfangen, teilen sich mit unwiderstehlicher Gewalt dem Leser mit. Und so wird auch dieses Buch zu einem vortrefflichen Agitationsmittel, die Greuel der Schlachtfelder endlich einmal abzuschaffen und dem Kriege den Krieg zu predigen.



Von den Montenegroern gefangene Türken (Podgorica).



Vom Kriegsschauplatz auf dem Balkan.

Gebirgspass-Übergang an der bulgarischen Grenze.